Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 125 (1957)

Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

schweizerische
kirchenzeitung
informationsorgan für fragen der theologie
seelsorge und kirchenpolitik

LUZERN, DEN 25. JULI 1957 VERLAG RÄBER & CIE., LUZERN 125. JAHRGANG NR. 30

Zur Rechtsgeschichte der Ortskirche

Wenn wir unter den Begriff der Ortskirche die Pfarrei als kirchliche und die Kirchgemeinde als staatliche Institution subsumieren, dann müßte eine Geschichte der Ortskirche nicht nur die Entwicklung der beiden Institutionen, sondern auch den Ablauf ihres Verhältnisses darstellen.

Eine solche Geschichte müßte für das geltende Recht ein vertieftes Verständnis schaffen, denn vieles ist hier nicht aus der logischen Interpretation, sondern nur aus dem geschichtlichen Verlauf zu verstehen. Eine solche Rechtsgeschichte besitzen wir aber noch nicht. Zwar fehlt es nicht an einschlägigen Monographien, diese aber beschränken sich entweder auf einzelne Ortskirchen oder auf einzelne Epochen. Die üblichen Pfarrgeschichten sind vielfach nicht auf das Recht bezogen, oder sie zeigen sich nicht auf der Höhe der rechtsgeschichtlichen Forschung. Hier läge ein dankbares Feld historischer Untersuchung, sie könnte neue Erkenntnisse zu Tage fördern und eine fühlbare Lücke schließen. Schon wenige gründliche lokale Sonden könnten richtungweisend werden. Der allgemeine Rahmen ist heute in vorzüglicher Weise gespannt in den kirchlichen Rechtsgeschichten von Königer, Ebers, Plöchl und namentlich in jener von Hans Erich Feine.

Wenn wir im folgenden versuchen einen rechtsgeschichtlichen Überblick zu geben, so sind wir uns der Problematik des Unterfangens bewußt. Das Gebotene wird in mancher Hinsicht der Ergänzung und der Korrektur bedürfen.

Die Geschichte ist ein Fluß von Ereignissen, dem eine natürliche Zäsur in aller Regel fehlt. Jede Epochisierung hat etwas willkürliches an sich. Und doch kommen wir nicht aus ohne Unterscheidung von bestimmten Zeitabschnitten, die in unserer Betrachtung charakterisiert sind durch eine bestimmte rechtliche Struktur der Pfarrei und der Kirchgemeinde.

I.

Die Pfarrei

Die Rechtsgeschichte unserer Pfarrei ist durch die allgemeine kirchliche Rechtsgeschichte vorgezeichnet (vgl. H. E. Feine, Kirchliche Rechtsgeschichte, 1955 [3], 355 ff.). Es könnten in historischer Folge vier Pfarreitypen unterschieden werden:

Die römische Pfarrei

Die erste Epoche der Pfarrgeschichte umfaßt die Zeit der Ausbreitung des Christentums im römischen Reich; es ist die Zeit, da die Ausbildung des ius humanum wesentlich römisch-rechtlich beeinflußt ist.

Das Urchristentum war Stadtreligion. Das Evangelium wurde verkündigt auf den Marktplätzen der Städte, wo das Volk zusammenströmte. Hier bildeten sich die ersten christlichen Gemeinden. Ob sie anstaltlich oder körperschaftlich organisiert waren, ist strittig. Wenn wir sie eine bischöfliche Gemeinde nennen, so kommt darin zum Ausdruck, daß sie körperschaftliche und anstaltliche Züge an sich trug.

Die römische Civitas war Sitz des Bischofs, Zentrum der Diözese. Der Bischof sandte seine Kleriker zur Pastorierung des Landes und sie kehrten nach verrichteter Obliegenheit wieder an den Bischofssitz zurück. Aber wir finden schon in dieser Zeit die Grundlagen eines Pfarrsystems. Von besonderer Bedeutung dürften die Beschlüsse der Synode von Sardica (347) gewesen sein, die in ihrem can. 6 verordnete: «Licentia danda non est, ordinandi episcopum aut in vico aliquo aut in modica civitate, cui sufficit presbyter».

Es wird angenommen, daß in dieser Zeit das Kirchenvermögen einer Diözese eine einheitliche Vermögensmasse bildete, die im Eigentum der Ecclesia Episcopi, nach der Deutung: der Kathedralkirche, stand. In der Folge trat ein Spezialisierungsprozeß ein. Zunächst wurde vorgeschrieben, daß die kirchlichen Einkünfte in Quarten zu teilen seien: ein Viertel habe dem Bischof, ein Viertel dem übrigen Klerus, ein weiterer der Kirchenfabrik und ein letzter der Pflege der Armen zu dienen. In der Folge erhielten diese Quarten ihre eigenen Verwalter. Ob sie in einer weiteren Phase auch auf besondere Rechtsträger übergegangen sind, bleibt unentschieden, ist indessen kaum wahrscheinlich.

Jedenfalls ist für diese Epoche charakteristisch, daß die ortskirchliche Bildung vom Bischofssitz ausgeht. Wir haben die Anfänge eines Pfarrsystemes vor uns, die Ortskirche ist außerhalb der Civitas organisatorisch noch wenig entwickelt.

Die Eigenkirchenpfarrei

Die zweite Epoche beginnt nach der Völkerwanderung, und sie ist wesentlich bestimmt durch deutschrechtliche Einflüsse. Jetzt setzt in unserem Lande die entscheidende Bildung des Pfarrnetzes ein. Sie vollzieht sich nicht von der Bischofsstadt aus, die Pfarrei entsteht autochthon auf der Grundlage der herrschaftlichen Gutskirche, der «Eigenkirche» (Stutz). Das Eigenkirchenrecht prägt dieser Epoche das Signum auf und wird in vieler Hinsicht bestimmend für unsere kirchlichen Institutionen.

Der Grundherr erbaute auf seinem Allod eine Kirche, die «seine» Kirche (sua ecclesia) war. Diese Kirche war der Mittelpunkt des Ortskirchenvermögens, zu ihr standen Kirchhof, Pfarrhaus und alle Rechte und Einkünfte der Pfarrei im Verhältnis der Pertinenz. Diese Kirche war Eigentum des Grundherrn, er konnte über sie verfügen, sie verkaufen, verschenken, vererben, er

AUS DEM INHALT

Zur Rechtsgeschichte der Ortskirche
Steigende Motorisierung — sinkende Ehrfurcht vor dem Leben?
Zur Romreise des Kardinals Wiszinski
Die Schulen — das Rückgrat der australischen Kirche
Kirche in der Gegenwart
Berichte und Hinweise
Im Dienste der Seelsorge
Ordinariat des Bistums Basel
«Die Fronten ziehen querfeldein ...»
Aus dem Leben der Kirche
Missionarische Umschau
Neue Bücher

durfte sie nur ihrem Zwecke nicht entfremden und auch nicht realiter teilen. Die Einkünfte der Kirche dienten der Sustentation des Klerikers und dem Unterhalt der Kirche und des Kultus, ein Überschußnutzen aber fiel in das freie Eigentum ihres Herrn. Der Herr ernannte den Kleriker, der seinen grundherrlichen Beamten gleichstand, er ließ ihn durch den Bischof weihen und auf die Pfründe setzen.

Das Eigenkirchenrecht gründete in staatlichen und kirchlichen Erlassen. Es zeitigte seine Auswüchse und erscheint uns heute als unkirchlich, aber es bestand, und es bildete auch die Rechtsgrundlage unseres heutigen Pfarrsystems. Eine Eigenkirche war eine gute Kapitalanlage. Vielleicht hat gerade dieser Umstand entscheidend dazu beigetragen, daß sich in dieser Epoche ein engmaschiges Pfarrnetz ausbildete. Unsere diözesanen Steuerrödel des 13. Jahrhunderts lassen ein geschlossenen Pfarrnetz erkennen, das in den folgenden Jahrhunderten nur mehr unbedeutend verändert wurde.

Das Eigenkirchenrecht wurde im Investiturstreit und namentlich durch die Gesetzgebung Alexander III. (1159—1181) überwunden.

Die Dekretalenpfarrei

Die nächste Epoche wird bestimmt durch die Herrschaft des wissenschaftlich verselbständigten kanonischen Rechtes.

Das Eigenkirchenrecht hatte einen privatrechtlichen und einen öffentlich-rechtlichen Aspekt. Privatrechtlich war das Eigentum des Eigenkirchenherrn an seiner Kirche, öffentlich-rechtlich seine Stellung gegenüber dem Kleriker. Aber beide blieben ungeschieden und gegenseitig bestimmt. Alexander III. brachte die Scheidung. Gründete sich die Stellung des Herrn gegenüber den Klerikern bisher auf sein Eigentum an der Kirche, so erklärte nun der Papst, daß dem Kirchherr nur ein Patronatsrecht zustehe und daß sich dieses auf kirchliches Privileg gründe und, nebst andern Rechten und Pflichten, eine Nominatio, nicht aber eine Collatio in sich schließe. Damit war der Pfarrer nicht mehr Beamter des Kirchherrn, er war kirchlicher Beamter und der Oboedienz des Bischofs unterstellt. Das Eigentum des Kirchherrn an der Kirche und ihren Pertinenzen, die daraus sich ergebende Verfügung und Nutzung, mußte einer strengkirchlichen Auffassung anstößig erscheinen. Aber wo dieses Eigentum bestand, konnte es nicht durch Gesetz beseitigt werden, es bildete die Grundlage eines dinglichen Patronates.

Entscheidend für die Struktur der Dekretalenpfarrei war die Bildung der ortskirchlichen Stiftungen (Pfrundstiftung, Kirchen-Stiftung). In der Pfrundstiftung erhielt die Pfarrei die juristische Persönlichkeit.

Die Eigenkirchen der Klöster wurden in dieser Entwicklung zunächst ebenfalls Patronatskirchen. In der Folge aber wurden sie durch Papst und Bischöfe inkorporiert. Die Klöster besetzten die Pfarreien mit ihren Konventualen oder Vikaren, sie zogen die Einkünfte an ihre Mensa und entschädigten die Pfarrkleriker nach ihrem Ermessen.

So war die Dekretalenpfarrei Patronats- oder Inkorporationspfarrei. Das Tridentinum vollzog eine Wandlung insofern, als es den Bischöfen eine Inkorporation untersagte. Die große Zahl der Inkorporationen, die schlechte Bepfründung und folgemäßige Verlotterung des Weltklerus war eine der Mitursachen des sittlichen Verfalles. Weitere Inkorporationen sollten nicht mehr vorgenommen werden. Der Codex iuris canonici von 1918 hat auf dem Gebiete des Patronatsrechtes eine ähnliche Reform gebracht. Wo Patronatsrechte rechtmäßig bestehen, werden sie anerkannt, in originärer Weise soll keines mehr entstehen. Damit ist auch dieser Typus der Pfarrei zum Abschluß gelangt.

Die Pfarrei des kodikarischen Rechtes

Sie ist eine paroecia liberae collationis. Dadurch unterscheidet sie sich von der Dekretalenpfarrei. Freilich war auch unter dem Dekretalenrecht jede Pfarrei eine solche freier Verleihung, die keinen Patron hatte. Aber die ältern Pfarreien waren beinahe restlos alle Patronats- oder Inkorporationspfarreien, und erst seit dem 19. Jahrhundert entstanden in größerer Zahl in den Diasporagebieten die paroecia liberae collationis. Seit Inkrafttreten des Codex entsteht nun überhaupt kein Patronatsrecht mehr. Im übrigen hat auch die kodikarische Pfarrei ihre Anstalten: die Pfarrpfründe, die in allen Fällen besteht und eventuell die Kirchenstiftung (Fabrik).

Weitaus die größte Zahl unserer Pfarreien ist noch zur Zeit des Eigenkirchenrechtes entstanden, ihre Gründung liegt vor dem dritten Laterankonzil von 1179. Diese Feststellung ist für die heutigen rechtlichen Verhältnisse in vielen Fällen noch von wegleitender Bedeutung, denn ihr Patronatsrecht war in aller Regel ein solches dinglicher Natur, was namentlich in vermögensrechtlicher Hinsicht von wesentlicher Bedeutung ist. (Schluß folgt.)

Eugen Isele, Freiburg

Steigende Motorisierung — sinkende Ehrfurcht vor dem Leben?

Die Motorisierung des Lebens macht rapide Fortschritte. Auf dem Lande. Der Bauer kommt nicht mehr aus ohne Technik. Wie brächte er noch Heu ein ohne Maschine, beim Mangel der Arbeitskräfte, bei so spärlich gewordenem Schönwetter? Die paar Tage sömmerlicher Hitze müssen benutzt werden. Auf der Straße. «Jedem der Volkswagen» war schon vor Jahrzehnten die Losung. In Amerika fährt schon Dienstmädchen und Putzfrau im Auto vor, und selbstverständlich der Arbeiter. In der Schweiz rollen weit über 600 000 eigene und über 2 200 000 ausländische Motorfahrzeuge auf den Straßen.

Das Leben rollt. Der moderne Mensch ist motorisiert, vom Arbeiter und Geschäftsmann bis zum Vikar und Pfarrer.

Jede Maschine bedeutet Gefahr. Schnelligkeit verleiht der Masse Wucht, die eigenes und fremdes Leben zerschmettern kann. Der Tod fährt mit! Fährt mit mit jedem leichtsinnigen Fahrer, der für einen Bruchteil einer Sekunde den Wagen nicht mehr beherrscht.

Der öffentliche Dienst, die Leitung der Industrie sucht mit wachsender Verantwortung das Leben der Arbeiter vor den Gefahren der Technik zu schützen. Der Betriebssicherheit wird allergrößte Aufmerksamkeit geschenkt. Die Schaffenden sollen an Gesundheit und Leben bewahrt werden vor den Gefahren und Schädigungen der Technik.

Um so beschämender ist die Verantwortungslosigkeit, mit der der Private durch seine Maschine das eigene und fremde Leben gefährdet.

I. Schaurige Zahlen

Die Schweiz zählt jede zwölfte Minute einen Verkehrsunfall. Jede zwanzigste Minute einen Verletzten. Jede neunte Stunde einen Toten! Welch erschütternde Jahresbilanz! Im Jahre 1956 über 40 000 Unfälle. Über 28 000 Verletzte, 1028 Tote!

In Amerika sind in fünfzig Jahren (1899 bis 1949) eine Million Menschen auf der Straße umgekommen. Das bedeutet für die Vereinigten Staaten mehr Tote durch den Verkehr als durch sämtliche Kriege in der gleichen Zeit (Sezessionskrieg, die beiden Weltkriege und Korea). Viele Leben, die die Technik tödlichen Krankheiten und verheerenden Naturgewalten abtrotzt, verliert sie wieder durch den sträflichen Mißbrauch, den Menschen mit technischen Errungenschaften treiben.

II. Erschütterndes Elend

Hinter der Sachlichkeit der Zahlen steht menschliche Not: Blut, Schmerz und Tränen. Ausfall der Berufsarbeit, lebenslanges Siechtum. Gebrochene Hoffnung in toten Söhnen und Töchtern. Entrissene Gatten, Väter und Mütter. Das schuldbeladene Gewissen. Von hundert Unfällen sind nach genauen Erhebungen 95 selbstverschuldet!

1. Die kulturelle Seite

Wo Kulturwille ist, ist Sinnerfüllung Höchstes. Alle Fortschritte im Materiellen haben schließlich dem Geistigen zu dienen. Letztes ist immer der Mensch, der Seele und Geist ist und als Mensch in seinem höheren Leben gefördert werden soll.

Die Außerachtlassung von Sinn und Zweck, der naive Mißbrauch eines Zwekkes als Mittel ist Zeichen der Unreife und der Primitivität. Bekommt ein Bub sein erstes Messer, so erprobt er es an jedem Strauch und Baum. Das Schneidenkönnen ist ihm Freude, ist ihm Hauptsache. Er schneidet auch dort, schneidet überall, wo es Unsinn und Schaden bedeutet. Erhält der Neger seinen ersten Wecker, so hängt er ihn mit einer Schnur um den Hals, läßt das Läutwerk alle fünf Minuten rasseln.

Was Buben und Neger mit Messer und Wecker machen, tun viele Fahrer mit ihren Wagen. Sie benützen ihn als Zweck statt als Mittel. Das Auto ist ein Gefährt, mit dem man sehr schnell fahren kann und soll, wenn es eilt, wenn es wirklich zweckmäßig ist. Die Primitiven rasen immer und überall, auch wenn es nur zu einem Nachtessen, zu einer Spazierfahrt geht. Sie ertragen keinen vor sich, er muß überholt werden, und wäre es auch in der Kurve. Sie machen die offene Landstraße zur Rennstrecke und wäre die Gegend noch so schön. Diese Immerrasenden stehen noch auf der Stufe des unreifen Knaben und Negers. Es sind Primitive, Kulturlose, die noch nicht erfaßt haben, daß man mit einem Wagen sowenig ständig zu rasen braucht, wie man mit einem Messer immer schneiden muß. Sie haben noch nicht das Auto als Mittel erkannt, sie mißbrauchen es mit seiner Kraft zur Schnelligkeit als Selbstzweck.

Auch das Motorfahrzeug ist eine wertvolle technische Errungenschaft. Es ist unentbehrlich geworden zur Bewältigung der Arbeit, es ermöglicht die Siedlung auf dem Land, es erschließt uns Schönheit und Reichtum ferner Gegenden und Kulturen, aber es darf nicht mißbraucht werden als Rausch der Raserei, es muß eingeordnet sein in den Dienst vernünftiger Zwecke, in die Sinnhaftigkeit höheren Lebens.

2. Das sittliche Problem

«Du sollst nicht töten.» Zur Unfallverhütung, zum Schutz des Lebens haben die staatlichen Behörden eine Fülle von Verkehrsgesetzen und Vorschriften erlassen. Nirgends steht heute neben dem göttlichen Gesetzgeber so dicht der Polizist wie beim fünften Gebot. Das ist notwendig. Noch aber scheint bei allzuvielen Gottes Forderung: «Ehrfurcht, Verantwortungssinn vor dem eigenen und fremden Leben», nicht als schwerste Gewissenspflicht in ihrem eigentlich *sittlichen* Charakter ins Bewußtsein getreten zu sein. Wie mancher, der sich tief schämen würde, bei einer Lüge oder Unehrlichkeit ertappt zu werden, fühlt sich wenig belastet vom Leichtsinn, mit dem er fremdes Leben gefährdet. Ist hier nicht die Moral ins Verkehrstechnische, ins bloß Disziplinäre abgerutscht? Spricht man nicht von «Verkehrs»-Vergehen, von «Verkehrs»-Sündern, als ob der Verstoß, der vielleicht um Haaresbreite fremde Leben gekostet hätte, nur eine «Sünde» gegen Polizeivorschriften gewesen sei. Muß ein Christ wildes, unbeherrschtes Fahren, das jederzeit töten könnte, nicht als schwerste Gewissensbelastung fühlen? Wie mancher Katholik wird Unaufmerksamkeit im Gebet und kleinere Lieblosigkeit beichten, aber nicht, daß er das Risiko leichtsinniger Tötung auf sich genommen hat. Hier müssen die Gewissen unablässig erhellt und geschärft werden. Die Straße ist heute zu einem Hauptfeld der Bewährung in menschlicher Anständigkeit und christlicher Sittlichkeit geworden. Du sollst nicht töten! Setze dich nicht der Gefahr aus, verschuldet zum Straßenmörder zu werden! Jede Verkehrsnachlässigkeit ist moralische Nachlässigkeit.

3. Die Erziehungsaufgabe

Den Fahrer so ans Steuer zu bringen, daß er kein Leben gefährdet, nicht das eigene und nicht das der andern, daß ihm die Fahrt auch seelische Werte vermittelt, ist nicht Aufgabe der Polizei, sondern des Elternhauses, der Schule und der Kirche. Die Moral an der Lenkstange, auf der Straße, als Reifeprobe und Bewährung echten Christseins, gehört in unserer motorisierten Zeit in den Unterricht und auf die Kanzel.

Der Jugend muß das Ideal fahrerlicher Ritterlichkeit leuchtend vor Augen gestellt und von den Eltern selbst am Steuer vorgelebt werden. Sie soll wissen, daß es nicht Kraft, sondern Schwäche ist, sich aus kindischer Eitelkeit oder zur Überdeckung der Minderwertigkeitsgefühle in übersetztem Rasen als Held der Straße aufspielen zu wollen. Nicht das Tempo, die Beherrschtheit zeigt den Mann. Sie muß zu einer allem vorangehenden Ehrfurcht vor dem Leben erzogen werden. «Du sollst nicht töten. Du sollst niemals das Risiko auf dich nehmen, durch Unvorsichtigkeit den Mitmenschen an Leib und Leben zu gefährden.» Dieses göttliche Gebot muß als das Hauptgebot des Fahrers in seiner besonderen Zeitaktualität aufgezeigt werden.

Ritterlichkeit, Anständigkeit am Steuerrad ist Sache charakterlicher Erziehung. Sehen wir aber diese Aufgabe nicht in allzukurzer Sicht. General Ulrich Wille sprach das schöne Wort: «Der junge Mensch begeistert sich nur dann allzusehr für den Sport, wenn er vorher ein höheres, besseres Ziel nicht kennenlernte.» Dieser Satz ist voll tiefer erzieherischer Weisheit. Jede Einstellung zu einem Sondergebiet ist Ausfluß und wird geprägt von einer Gesamthaltung. Erschließen wir der Jugend noch mehr den Sinn für die Schönheit der Natur, für die Bedeutung echter Religiösität, für die Größe der Mitarbeit zur Lösung der wichtigen Aufgaben im sozialen, staatlichen und kirchlichen Leben — und sie wird nicht die Maschine zum Abgott machen, wird nicht mehr Letztes und Höchstes in Rekord und Tempo sehen.

Die steigende Motorisierung hat zur Minderung der Ehrfurcht vor dem Leben geführt — oder vielleicht erst den Schwund an sittlicher, charakterlicher Kraft geoffenbart. Wir müssen alles daran setzen, daß mit der fortschreitenden Technisierung des Lebens auch die moralischen Kräfte Schritt halten. Es ist dies eine unserer wichtigsten Zeitaufgaben.

Emil Meier, Bern

Allgemeine Gebetsmeinung für August 1957: Der technische Fortschritt möge nicht das Verantwortungsbewußtsein für das eigene Leben und das Leben anderer vermindern.

Zur Romreise des Kardinals Wiszinski

Kardinal Wiszinski, Erzbischof von Gnesen und Warschau, weilte vom 8. Mai bis 17. Juni dieses Jahres in Rom. Der sechswöchige Aufenthalt des Primas von Polen in der Ewigen Stadt hat in der gesamten Weltpresse größte Beachtung gefunden. Vor kurzem brachte die «Neue Zürcher Zeitung» (Nr. 1904, Sonntag, 30. Juni 1957) einen irreführenden Artikel über den Rombesuch Kardinal Wiszinskis. Darauf erschien im gleichen Blatt («NZZ» Nr. 2042, Sonntag, 14. Juli 1957) eine kritische Erwiderung aus «Kreisen, die über den Standpunkt der römischen Kurie gut unterrichtet sind». Aus gut informierter Quelle in Rom erhalten wir ebenfalls eine Richtigstellung, der wir im Interesse der Wahrheit gerne Raum geben. *J. B. V.*

In einer Korrespondenz aus Rom, die mit der Sigle «Y» bezeichnet ist, finden wir in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 30. Juni 1957 (Sonntagsausgabe Nr. 1904) einen Bericht über die Romreise des Kardinals Wiszinski. «Y» behauptet, daß diese Reise für den Primas von Polen eine «Enttäuschung» gewesen sei; nach «Y» hätte er seitens des Heiligen Stuhles «eine kalte Dusche» bekommen, der Vatikan habe ihm einen «eisigen Empfang» bereitet.

Diese Korrespondenz ist im gleichen Sinn geschrieben, wie die vielen andern Berichte, die — noch vor der Reise des Primas — in der kommunistischen und teilweise auch in der linksliberalen Presse erschienen, zum Beispiel «Punto», «Paese», «Monde» und so weiter. Diese Kreise suchten den «ad limina» reisenden Kardinal so zu zeichnen, als ob er ein Gesandter des Regimes Gomulka sei und als solcher vom Heiligen Stuhl die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze und des Gomulka-Regimes erreichen sollte, ferner die Abbrechung der Beziehungen des Vatikans mit dem freien Polen, die Abschaffung der Polnischen Botschaft beim Heiligen Stuhl und die Annahme einer Gomulka-diplomatischen Mission!

Als eigentliches «Ziel» seiner Romreise hätte der Kardinal eine Verständigung zwischen dem Vatikan und dem kommunistisch-atheistischen Regime in Polen verfolgt. Aber es ist klar, was für ein Ziel die kommunistischen und freisinnigen Kreise hatten, wenn sie dem Kardinal die obgenannten Absichten unterschoben: Falls diese behauptete «Mission der polnischen Bischöfe» mißlang, konnte man dem Vatikan die Schuld des «Integralismus», der Steifheit zuschieben, und was dann in Polen passierte, sollte die Schuld der «vatikanischen Starrsinnigkeit» sein.

Auch «Y» will, wie die pro-kommunistischen Blätter, wissen, daß die «Delegation des polnischen Episkopats» drei Ziele hatte: 1. die «Anerkennung de jure» der de facto existierenden Lage in den wiedergewonnenen Gebieten; 2. die «Anerkennung der Regierung Cyrankiewicz»; 3. die «Wiederherstellung der diplomatischen Beziehung». Uns aber scheint der «am besten informierte» Journalist in Rom jener zu sein, dem es gelungen sein soll, zu erfahren, worüber der Papst und der Primas von Polen in der päpstlichen Privatbibliothek gesprochen haben! Es ist auch merkwürdig, wie die Themata jenes Gespräches «übereinstimmen» mit jenen, die in der kommunistisch-freisinnigen Presse vorausgesehen wurden! «Y» weiß sogar, daß die drei vom Kardinal vorgebrachten Bitten «kategorisch abgelehnt» wurden, «keinen Widerhall fanden, negative Antwort erhielten»!

In den Kreisen, die vielleicht auch etwas über die Romreise des Kardinal-Primas von Polen wissen, wird betont, daß der Kardinal (und sein Gefolge) sich nicht wie eine Gesandtschaft des kommunistischen und atheistischen Regimes Polens benahmen, sondern wie ein Kirchenfürst und Mitglied des höchsten päpstlichen Rates. In diesen Kreisen ist man der Ansicht, daß der Kardinal mit dem Heiligen Vater wohl kaum über die Angelegenheiten sprach, die den kommunistisch-freisinnigen Köpfen so am Herzen lagen. Man nimmt vielmehr an, er habe über andere polnische Fragen gesprochen, zum Beispiel über die «schizophrene» katholisch-atheistische Schule, über die immer bestehende Einmischung weltlicher Gewalt in die Kirchenverwaltung, über die Einengung der katholischen Presse, das Verbot der Katholischen Aktion und überhaupt der religiösen Genossenschaften, über die Unmöglichkeit, katholische Wohltätigkeit auszuüben, über die vom Regime immer noch beschlagnahmte «Caritas», und über viele, viele andere rein kirchliche Angelegenheiten.

Aber «Y» ist nicht nur über die Gespräche des Kardinals und des Papstes «informiert»; wir finden in seinem Artikel auch eine genaue Nachricht über die Gründe des «unfreundlichen Verhaltens» des Vatikans gegen den Kardinal. Über diese «Gründe» wollen wir nicht polemisieren; nach ihnen soll die Ursache in der Existenz von zwei Gruppen innerhalb des Vatikans liegen sowie im «Germanophilismus» des Vatikans; diese Idee beruht auf einer höchst primitiven und auf reinen Klatsch gegründeten Vorstellung, die der «Y» von der Römischen Kurie hat und die den Namen «Peyrefittismus» verdient.

Endlich wollen wir noch sagen, was nicht nur diese «informierten Kreise», sondern auch das breite Publikum in Rom wissen: daß der Kardinal in Rom mit aller möglichen Herzlichkeit empfangen wurde. Nicht nur eine gewöhnliche Menge grüßte ihn am Bahnhof bei der Ankunft und Abfahrt, sondern auch viele hohe Persönlichkeiten kamen, um den Kirchenfürsten zu grüßen. Dem Kardinal wurde die schönste der freien Titelkirchen zugewiesen, die an polnischen Traditionen reiche Basilika Santa Maria in Trastevere, und sein treuester Sekretär, Mgr. Baraniak, erhielt die erste unter den Erzdiözesen Polens. Zur Ankunft des Kardinals wurde eine Enzyklika veröffentlicht, in der von dessen persönlichen Verdiensten recht klar gesprochen wird. Schließlich hat auch er selbst in seiner Ansprache in Santa Maria in Trastevere auf den ihm zuteil gewordenen Empfang in Rom hingewiesen, so daß allen Hörern klar wurde, wie herzlich dieser Empfang war. Wie konnte der Primas, dessen absolute Aufrichtigkeit bekannt ist, so sprechen, wenn er von seinem Empfang «enttäuscht» gewesen wäre?

Die «Enttäuschung» kann auch nicht auf seiten des Heiligen Stuhles sein. Nachdem die «visita ad limina» der polnischen Bischöfe beinahe achtzehn Jahre lang unterbrochen waren, gab es nun eine Wiederherstellung der persönlichen Beziehungen der polnischen Hierarchie zum Heiligen Stuhl: wenn man von Enttäuschung redet, kann sie nur jene Kreise betreffen, die diese Romreise des Kardinal-Primas von Polen in einem ganz falschen Lichte darstellen wollten. Und die Korrespondenz des «Y» entspricht gerade jenen Stimmungen, die in den philokommunistischen und linksfreisinnigen Kreisen zu herrschen scheinen.

C. D. E.

Die Schulen — das Rückgrat der australischen Kirche

ZUR MISSIONSGEBETSMEINUNG FÜR DEN MONAT AUGUST

«Die katholischen höheren Schulen in Australien»

Diasporakatholizismus

1,6 Millionen Katholiken leben heute in Australien, ungefähr soviel wie in der Schweiz. Der Anteil an der Gesamtbevölkerung beträgt jedoch im Landesdurchschnitt nur einen Fünftel, in einzelnen Gebieten, so hauptsächlich in Neusüdwales, allerdings bis zu einem Drittel. Es gibt nirgends geschlossene katholische Siedlungen. Die australische Kirche ist eine ausgeprägte Diasporakirche. Überall kämpft man noch mit dem Problem, die nötige Anzahl von Kirchen und Seelsorgestellen zu errichten und die Einwanderer zu erfassen. Und bis heute stammt ein Teil der Geistlichen aus dem Ausland (gegenwärtig etwa 20 %). Auch die Tatsache, daß Australien der Kongregation zur Verbreitung des Glaubens, also der obersten Missionsbehörde, untersteht, weist auf den vorherrschenden Diasporacharakter des Landes hin.

Mit diesen Feststellungen soll kein abträgliches Urteil über die Qualität der australischen Katholiken gefällt sein. Sie haben sich redlich und mit Erfolg bemüht, nicht in einer andersdenkenden und weitgehend materialistisch eingestellten Umwelt aufzugehen. Und neuestens kann man sogar daran denken, die Glaubenssorge auf die benachbarten Missionsländer auszudehnen. Anläßlich eines Kongresses in Melbourne wurde darauf hingewiesen, daß gerade der Missionseinsatz zu einer Vertiefung des Katholizismus im eigenen Lande führen werde.

Über 3000 katholische Schulen

Wenn der australische Katholizismus heute lebenskräftig dasteht und eine Macht ist, die nicht mehr übersehen werden kann, so verdankt er es vor allem seinen Schulen. Die Pioniere der Kirche in Australien, vor allem der zweite Erzbischof von Sidney, Kardinal Herbert Vaugham (1832—1903), haben mit Weitblick und Tatkraft eine Schulorganisation begründet, die zu den besten der ganzen Weltkirche zählt.

Wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, gehört zu jeder Pfarrei selbstverständlich eine Schule, wo die Kinder in ihren entscheidenden Entwicklungsjahren in einer christlichen Atmosphäre aufwachsen. Es gibt heute über 3000 Pfarreischulen, und jedes katholische Kind hat die Möglichkeit zum Schulunterricht nach den Grundsätzen der Kirche. Glücklicherweise macht der weitaus größte Teil der katholischen Bevölkerung von dieser Möglichkeit Gebrauch. Mehr als 320 000 Kinder besuchen die katholischen Schulen.

Opfer für die christliche Erziehung

Der Ausbau des christlichen Schulwesens kostete und kostet die australischen Katholiken gewaltige Opfer. Obwohl die Katholiken die üblichen Schulsteuern zu entrichten haben, zahlt der Staat seit 1872 an ihre Schulen keine Subventionen mehr. Neuestens scheint man allerdings langsam einzusehen, daß die Unterstützung des katholischen Schulwesens doch eine Pflicht der Gerechtigkeit wäre. Bis dahin müssen aber

die Katholiken nach wie vor für ihre Schulen jährlich 15 Millionen Franken aufbringen, pro Kopf also fast 10 Franken!

Die katholischen Schulen könnten nicht bestehen, wenn sich nicht Tausende von Ordensleuten um Gotteslohn als Lehrer und Erzieher zur Verfügung stellen würden. 1522 Schulbrüder und 12 177 Ordensschwestern bilden das Rückgrat der christlichen Schulen. Leider sind die Berufe in der letzten Zeit eher zurückgegangen, so daß man an den vermehrten Einsatz von Laien denken muß. Selbstverständlch wäre es für die ganze australische Kirche nur von Vorteil, wenn sich die Laien mehr dem Lehrerberuf zuwenden könnten als bisher. Es frägt sich aber, ob die gewaltigen Mehraufwendungen überhaupt noch aufzubringen wären.

Wenn man vom selbstlosen Einsatz der Ordensleute spricht, so muß man den Schwestern von Penola besonderes Lob zollen. Diese gegenwärtig größte australische Ordensgemeinschaft wurde 1866 von Mutter Maria vom Kreuz (Mary McKillop) gegründet. Die Schwestern haben sich seit jeher für die christliche Erziehung der Jugend in abgelegenen Gebieten eingesetzt. Weit von den großen Siedlungen entfernt halten sie Schule für jene, welche die Pfarreischulen nicht besuchen können. Viele nehmen sogar das Opfer auf sich, nur ein- oder zweimal im Monat die hl. Messe besuchen und die hl. Sakramente empfangen zu können.

Der Schlußstein fehlt

Leider fehlt dem vorbildlichen katholischen Schulwesen in Australien der Schlußstein: eine voll ausgebaute *Universität.* Was die Mittelschulen, die sog. Sekundarschulen, anbetrifft, kann man sich zwar mit den 300 Lehranstalten dieses Grades noch sehen lassen. Schulen im Universitätsrang gibt es ebenfalls. Es handelt sich um die acht staatlichen Hochschulen angeschlossenen Universitätskollegien (daneben gibt es noch vier staatlich nicht anerkannte Akademien für Philosophie und Soziologie). Aber einerseits sind sie nicht voll ausgebaut, und andererseits finden hier höchstens 1000 von 5000 katholischen Universitätsstudenten Unterkunft.

Um die Bildung der übrigen Studenten in philosophischer und religiöser Hinsicht bemühen sich verschiedene Studentenheime und die Newman-Gesellschaft, der fast alle katholischen Hochschulstudenten angeschlossen sind. Nach wie vor besteht aber das Bedürfnis nach einer eigentlichen katholischen Universität. Vor sechs Jahren glaubte man, vor ihrer Verwirklichung zu stehen. Wegen finanzieller Probleme und heftiger Gegnerschaft protestantischer Kreise mußten dann aber die Pläne wieder aufs Eis gelegt werden.

Beten wir deshalb diesen Monat besonders darum, daß auch das katholische Hochschulproblem in Australien eine glückliche Lösung finde. Denn nur so wird es möglich sein, eine genügende Anzahl tüchtiger katholischer Persönlichkeiten heranzubilden, die an entscheidender Stelle als überzeugte Christen zum Wohle von Staat und Kirche arbeiten.

Dr. Walter Heim, SMB, Immensee

Kirche in der Gegenwart

Die Wahl eines neuen Erzabtes von St. Ottilien

Keine der 15 Benediktiner-Kongregationen, außer der schweizerischen, hat so viele Beziehungen zur katholischen Schweiz, wie die Erzabtei und Kongregation von St. Ottilien. Ihr Gründer, P. Andreas *Amrein,* OSB, entstammte der Pfarrei Beromünster. Von 1910 bis zum Zweiten Weltkrieg traten viele Schweizer im Stammkloster ein; drei von ihnen wurden Missionsbischöfe. Im ganzen Lande zerstreut sind ihre Verwandten, Studienfreunde und Bekannten. Ein ausführlicherer Bericht über die Neuwahl ist somit gerechtfertigt. Diese war nötig geworden infolge Resignation des bisherigen Erzabtes Dr. Chrysostomus *Schmid,* der aus Alters- und Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegte. Der Apostolische Stuhl anerkannte seine Verdienste in einem Schreiben und durch Ernennung zum Konsultor der Religiosenkongregation. Die Neuwahl wurde auf den 12. Juni anberaumt. Aus ihr ging Abtbischof Dr. Eberhard *Spieß* von Peramiho hervor. (Weil er mehrere Jahre in Freiburg studierte und dort 1931 zum Dr. phil. promoviert, ist er vielen damaligen Studenten wohlbekannt.) Ein *Praelatus regiminis* muß von der zuständigen Oberbehörde «postuliert» werden. In diesem Falle war es die S. Congregatio de Propaganda Fide. Sofort gab sie den hervorragenden Missionsbischof für das so wichtige Amt frei; ebenso rasch und gern war auch die Religiosenkongregation zur Bestätigung der Wahl bereit. Doch der Erkorene lehnte «aus schwerwiegenden Gründen im Interesse seines Missionsgebietes» ab. Damit ging das Wahlrecht wieder automatisch an den Konvent von St. Ottilien zurück, wovon er am 12. Juni Gebrauch machte.

Wie in jedem Benediktinerkloster, so steht diese Wahl auch in St. Ottilien letztlich dem Konvent zu. Weil aber der Erzabt dieses Klosters zugleich Präses der Kongregation von St. Ottilien ist, welche die Heidenmission ihrer anvertrauten Gebiete als gemeinsame Aufgabe betreut, so sind auch die übrigen Klöster an dieser Wahl interessiert. In einer Vorwahl stellen die Konventualen der Erzabtei die Persönlichkeit auf, die sie als geeignet erachten. Daraus können nun die Praelati regiminis (Äbte, Konventualprioren und frühere Missionsobere, die ausnahmslos zugegen sind, sei es persönlich, sei es vertreten durch Prokuratoren) jene streichen, die ihnen als ungeeignet für die Leitung der ganzen Kongregation erscheinen. Doch müssen wenigstens drei Kandidaten für die endgültige, rechtsverbindliche Wahl durch den Konvent zur Verfügung bleiben.

Gewählt wurde P. Dr. phil. Suso *Brechter,* OSB, 1910, als Sohn eines Lehrers in der Diözese Rottenburg geboren, hatte er nach dem Weltkrieg während sieben Jahren das Priorat in St. Ottilien und seither die Professur für Missionswissenschaft an der Universität München inne. Vor zwei Jahren ermöglichte ihm ein Stipendium und Semesterurlaub die Reise in afrikanische Missionsgebiete, wobei er auch die ausgedehnten Missionen der Ottilianer in Ost- und Südafrika kennenlernte. — In der Schweiz vermittelt seit 1919 die Beziehungen zwischen Heimat und Mission die Prokura in Uznach; sie ist seit 1947 dem Konventualpriorat in Freiburg zugeteilt.

P. N. M.

Berichte und Hinweise

Nach dem theologisch-missionarischen Fortbildungskurs in Freiburg

Rund fünfzig Missionsurlauber und Missionsinteressierte haben den theologisch-missionarischen Fortbildungskurs mitgemacht, der vom 8. bis 13. Juli unter der Leitung des missionswissenschaftlichen Institutes und dem Patronat der Päpstlichen Missionswerke an der Universität Freiburg durchgeführt worden war. Das ist eine ganz erfreuliche Zahl; denn man wußte ja, daß Urlauber-Missionare nicht zu Hunderten in der Schweiz herumgehen, zumal die Schwestern nicht eingeladen waren. Die Leitung fragte sich zum voraus, ob diese Möglichkeit, sich in Missionsprobleme einführen zu lassen und einige Tage mit den Vertretern der «Weltkirche» zusammenzuleben, wohl auch auf die Weltpriester irgendeinen Anreiz ausübe. Leider war das nicht der Fall. Die Vertreter der Päpstlichen Missionswerke ausgenommen, ist nur ein einziger Heimatseelsorger aufgetaucht. Der aber hat von Anfang bis Schluß mitgemacht und hat sich in diesem Kreis recht heimisch gefühlt.

Mit Bedacht wurde der Kurs nicht missionstheologischer, sondern theologisch-missionarischer Kurs genannt. Verschiedene Referenten sollten nicht Missions-Themata behandeln, sondern die Teilnehmer mit aktuellen theologischen Fragen vertraut machen, während andere brennende Probleme der Missionswelt herausgriffen. Die Nachmittagsvorträge waren von interessanten Diskussionen gefolgt, und an vier Abenden wurden neue Missionsfilme vorgeführt. Die Stimmung war vorzüglich,

und die Beharrlichkeit, mit der diese Missionare eine volle Woche auf der Schulbank saßen, stellt ihnen und ihrem Fortbildungsdrang ein sehr gutes Zeugnis aus und ist zugleich die beste Anerkennung der Idee dieses Kurses gewesen. Sie drückten einstimmig den Wunsch aus, daß das wiederholt würde, sie würden bei ihren Mitmissionaren schon Propaganda dafür machen. Nach diesem ersten und guten Versuch ist also damit zu rechnen, daß fortan ein theologisch-missionarischer Kurs in diesem Rahmen wenigstens alle zwei Jahre stattfinden wird. *P. W. B.*

Im Dienste der Seelsorge

Eine Zeitschrift hilft dem Seelsorger

Seit dem Frühling 1955 erscheint eine Zeitschrift, die es verdient, auch beim Seelsorgsklerus der Schweiz bekannt gemacht zu werden: Le Christ au monde. Revue internationale d'experience apostolique. Als Herausgeber zeichnet P. F. Legrand, Via Lungotevere dei Vallati, 1. Roma.

Bis jetzt liegen sieben Nummern im Digestformat vor, die zeigen, was die neue Publikation will. — Mutiger Initiant ist P. F. Legrand, der frühere Herausgeber des «China Missionary Bulletin» und Leiter des «Catholic Central Bureau» in Hongkong. Er verstand es, aus dem «China Missionary Bulletin» ein eigentliches Studienzentrum zu machen, wo die Missionare Chinas ihre Ideen und seelsorglichen Erfahrungen niederlegen und austauschen konnten. Diese Methode — es war eigentlich eine Zeitschrift für Missionare — war überaus fruchtbar und für das Missionspersonal auf den Stationen und in der Tätigkeit, aber auch für das «Hinterland» sehr wertvoll.

Schon damals reifte im Herausgeber der Plan einer derartigen Zeitschrift, aber auf internationaler Ebene; ein Gedanke, der dann in 32 Kerkermonaten unter dem kommunistischen Regime immer mehr Gestalt annahm. Nach seiner Freilassung und nach Wiederherstellung seiner Kräfte begann P. Legrand mutig an der Verwirklichung seines Planes.

Die neue Zeitschrift, die fortan ungefähr alle zwei Monate erscheinen wird, bezweckt nicht bloß die Sammlung der Missionare in den Heidenländern, sondern aller Priester und Laien, die im Apostolat tätig sind. Der Herausgeber hat sich folgende Ziele gesetzt:

1. Gemeinsames Studium der Probleme, die sich dem Seelsorger in den heidnischen Ländern und in der entchristlichten modernen Welt bei der Heimholung des Menschen zu Christus stellen.
2. Austausch der gemachten Erfahrungen im Apostolat bei den nichtchristlichen Völkern und bei den nichtpraktizierenden Menschen aller Länder.
3. Studium der erfolgreichen Methoden.
4. Ermittlung und Bekanntgabe der erfolgreichsten Mittel, die zur Verchristlichung der Welt beitragen.
5. Damit verbunden die Entfachung eines apostolischen Eifers und einer seelsorglichen Beweglichkeit, weil wir verpflichtet sind, für die Ausbreitung des Reiches Gottes alles einzusetzen.

Bereits in der ersten Nummer der Zeitschrift konnte der Herausgeber die freudige Zustimmung der heiligen Propaganda-Kongregation in Rom und die Unterstützung von vierzig Bischöfen verschiedener Länder, vieler Obern religiöser Genossenschaften und zahlreicher Missionare und Seelsorger bekanntgeben. Die zweite Nummer vermittelt die Segensworte des Heiligen Vaters für das Unternehmen. — Der äußere Erfolg war ein sehr erfreulicher. Am 15. September 1956 zählte die Zeitschrift, die bis jetzt in französischer und englischer Ausgabe erscheint, bereits 3218 Abonnenten aus 57 Ländern. Der Herausgeber schätzt die Zahl der Leser (gemeinsame Abonnemente in Kommunitäten und durch Weitergabe und so weiter) auf ungefähr 10 000.

Ein kurzer Blick auf die bisher erschienenen Nummern zeigt die praktische Bedeutung für die moderne Seelsorge aller Länder. Jede Nummer beginnt mit Direktiven des Heiligen Vaters zu aktuellen Apostolatsaufgaben. Dann sind Beiträge erschienen über besondere moderne Apostolatswerke, zum Beispiel über die «Bewegung für eine bessere Welt» (Lombardi), die «Legio Mariae». Auch Werke, die nicht auf unserem Boden stehen, wie die «Moralische Aufrüstung in Caux», der «Kreuzzug von Billy Graham» und ähnliche wurden dargestellt. Wir finden Artikel über Erfahrungen, die im Apostolat gemacht wurden: Bücherapostolat bei nicht-christlichen Studenten; schriftliche Korrespondenzkurse für Nichtkatholiken, schriftlicher Konvertitenunterricht, Presseapostolat; die Möglichkeiten des Apostolates durch Radio, Television, katholische Informationszentren, Apostolat des Hausbesuches, Propaganda-Aktionen durch Plakate und so weiter. Daneben werden Apostolatsfragen für besondere Stände behandelt: Studenten, Arbeiter, Jugendliche...

Das Neue und Wertvolle dieser Zeitschrift liegt gerade darin, daß sie nicht nur Theorie darbietet, sondern aus Theorie und Praxis schöpft. Priester wie Laien teilen ihre Erfahrungen in den verschiedenen Ländern mit, um andern zu helfen, ihnen neue Wege zu weisen und ihnen Irrtümer zu ersparen. Jeder Leser soll zum Mitarbeiter werden, indem den letzten Nummern Fragebogen über selbstgemachte Erfahrungen zur Beantwortung beigelegt werden, die dann wieder verarbeitet werden sollen.

Alles in allem eine Zeitschrift, die auch in der Schweiz (am 15. September 1956 zählte man in der Schweiz erst 17 Abonnemente) alle Beachtung verdient.

P. Fridolin Stöckli, SMB

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

Ernennung

Andreas *Marzohl,* bisher Pfarrer in Bünzen (AG), nahm auf den Herbst einen Lehrauftrag für neu anfallende Religionsstunden an der Kantonsschule Luzern an; er wird überdies in der städtischen Seelsorge tätig sein.

Ein erster Schritt des Heiligen Vaters zum nahen Jubiläum von Lourdes
1858 — 1958

Im Gedenkjahre der Erlösung 1933 kniete Kardinalstaatssekretär Eugen Pacelli wie Tausende von Pilgern an der Grotte von Massabielle. Das Gebet, das er damals an Unsere Liebe Frau von Lourdes richtete, möchte er heute schon in die Herzen der ungezählten Tausende senken, die im Jubeljahre 1958 an der Gnadenstätte der Unbefleckten Empfängnis beten werden. Für sie hat er deswegen ein eigenes Gebet verfaßt, das der Osservatore Romano» in Gestalt eines Autogramms (17. Mai 1957) veröffentlicht hat:

Unbefleckte Jungfrau!

Wir sind deiner mütterlichen Einladung nach Lourdes gefolgt. Siehe uns hier an der Felsenhöhle zu deinen Füßen, wo du erschienen bist, um Verirrten die Wege des Gebetes und der Buße zu zeigen und Schwergeprüften die wunderbaren Gaben deiner hohen Güte zu schenken. Vernimm, du Königin des Erbarmens, von Völkern und Familien das Lob und die Bitten, die sie vertrauensvoll in Kummer und bitterer Sorge an dich richten: Lichtvolle Erscheinung aus dem Himmel, verscheuche aus den Geistern die Finsternis des Irrtums mit dem Lichte des Glaubens! Geistliche Rose, richte niedergeschlagene Seelen mit dem himmlischen Wohlgeruch der Hoffnung auf! Unversiegbarer Quell heilsamen Wassers, erquicke verschmachtende Herzen mit Strömen deiner göttlichen Liebe! Mache, daß wir alle, deine Kinder, in Leiden von dir gestärkt, in Gefahren beschirmt, in Kämpfen unterstützt deinem Jesus mit solcher Liebe dienen, daß wir an deinem Throne im Himmel die ewigen Freuden verdienen! Amen.

(Übersetzt von Carl Kündig, Kanonikus, Schwyz)

«Die Fronten ziehen querfeldein . . .»

UNGARNS KATHOLIKEN: UNFREIHEIT UND EIGENE OHNMACHT

Seit der zweiten gewaltsamen Unterdrükkung Ungarns durch die roten Terroristen hat sich der Eiserne Vorhang noch dichter um das unglückliche Land gelegt. Für die Außenstehenden ist es äußerst schwer, wenn nicht geradezu unmöglich, sich ein Bild von der Lage der Kirche in Ungarn zu machen. Aus gut informierter Quelle brachte vor kurzem die bekannte österreichische Wochenschrift «Die Furche» (Nr. 27 vom 6. Juli 1957, S. 3) unter dem obigen Titel einen Lagebericht. Da er auch unsere Leser interessieren dürfte, drucken wir ihn nachfolgend im vollen Wortlaut ab. *J. B. V.*

Der Kampf der Kommunisten gegen die katholische Kirche in Ungarn erreichte während der Jahre 1948 und 1952 Höhepunkte, derer sich die Kommunisten von heute nicht mehr gerne erinnern. Damals entschied sich vielleicht endgültig das weitere, fernere Schicksal der Auseinandersetzung zwischen Kommunisten und Katholiken in diesem Lande, und zwar in einem Sinne, der den heutigen Absichten der Kommunisten auf diesem Gebiet zuwiderläuft. Die Kommunisten hatten es vor allem mit der kämpferischen Natur des Primas von Ungarn, Kardinal Mindszenty, zu tun. Es ist bekannt, daß der Kardinal für sich, als den «ersten Bannerherrn des Landes» — ein mittelalterlicher Rechtstitel — das Recht in Anspruch nahm, bei der Entscheidung über die künftige Staatsform des Landes gehört zu werden. Es ist daher klar, daß es selbst für eine im westlichen Sinne demokratische Republik Ungarn nicht immer leicht gewesen wäre, alle Möglichkeiten eines Konfliktes zwischen Staat und Kirche zu umgehen. Die Überlegungen darüber sind allerdings müßig, denn die Hoffnung auf ein demokratisches Ungarn mußte gerade zur selben Zeit begraben werden, als die katholischen Schulen alle mit einem Federstrich verstaatlicht wurden und der Kardinal kurz darauf in dem bekannten Schauprozeß zu lebenslänglichem Kerker verurteilt wurde.

Die Einkerkerung des Primas von Ungarn war, vom Gesichtspunkt der Kommunisten aus gesehen, ein Fehler, der wohl kaum mehr gutzumachen ist. Dieser Gewaltakt einigte weite Schichten der Bevölkerung, unter ihnen auch jene, die der Person des Kardinals Mindszenty oder dem Geist, den er weithin hörbar vertrat, nicht nahestanden, in einem einzigen stummen Protest. Damals konnte es vorkommen, daß protestantische Professoren von ihrer Lehrkanzel vertrieben wurden, weil sie nicht vor ihren Schülern gegen Mindszenty Stellung beziehen wollten. Der Name des Kardinals wurde zum unumstrittenen Symbol des nationalen Widerstandes. Und selbst heute noch, da Mindszenty nach dem tragischen Intermezzo zwischen dem 30. Oktober und 4. November vergangenen Jahres in mißlicher Lage, jeder Möglichkeit des Wirkens beraubt, im Gesandtschaftsgebäude der westlichen Großmacht leben muß, selbst heute spricht man in Budapest davon, daß der «Fürstprimas» 80 Prozent der Stimmen bei unmittelbar nach einer «Befreiung» abzuhaltenden freien Wahlen auf sein Programm, und sei dieses Programm noch so «konservativ», vereinigen würde. Wenn aber dem so ist — und manche Kenner der Lage sagen, es ist dem so —, dann ist dies weniger ein Phänomen der religiösen Inbrunst oder bloß die Auswirkung einer Persönlichkeit, sondern fast ausschließlich die Widerspiegelung eines seelischen Klimas, das in Ungarn allgemein herrscht, und das bewirkt, daß die Menschen auf Brutalität und Zynismus der Machthaber so und nicht anders reagieren: nicht als stille Dulder, als Befürworter eines «Attentismus», sich in die «innere Lebendigkeit» zurückziehend, in eine langsame Durchdringung der sich ohnehin in permanenter Krise befindlichen kommunistischen Gesellschaft, in eine geduldige Kleinarbeit bei der stillen Betreuung der Jugend, der Familie, ihre Hoffnungen setzend. Die so denken und handeln, sind auch heute noch die wenigen. Die Mehrzahl der Ungarn aller Schichten, der Katholiken — weit mehr als die Hälfte der Bevölkerung den Matrikeln nach —, ja des Klerus, sie denkt und handelt anders.

Die Gründe für die Haltung dieser Mehrheit und für die Haltung der Katholiken und der Priester unter ihnen sind verschieden. Bei den ersteren handelt es sich um eine Erscheinung, die historisch wie soziologisch zu deuten wäre. Historisch, indem man auf die permanente Grenzsituation der Ungarn, auf ihr ständiges Gefährdetsein und ihre daraus entstandene Neigung hinweist, einerseits passiv zu sein, auf dem Rechtsstandpunkt zu verharren und sonst bloß wehleidig zu klagen, anderseits sich von Zeit zu Zeit zu Verzweiflungstaten aufzuraffen und auch darin ihren Unwillen an einem Modus vivendi zu bekunden. Soziologisch, indem man den schönen Wunsch aller Entrechteten, Entwurzelten, ihrer materiellen Basis Beraubten nach dem unversehrten «alten Recht», «alten Besitz» in Rechnung stellt. Die zunehmende Radikalisierung aller Entwurzelten, innerer Emigranten, ihres Besitzes Entblößten kommt noch dazu. Die Kommunisten sorgten dafür, daß ihre Feinde diesen Prozeß durchmachen.

Ungarns Katholiken nahmen naturgemäß teil an dieser Entwicklung; sie waren aber auch noch auf andere Weise «vorbelastet». Die große Barocktradition und der bis in die jüngste Vergangenheit nachwirkende Josephinismus ließen eine Selbstbefreiung von alten Vorstellungen, die vielfach nur noch Illusionen waren, nicht zu. Nicht nur Kardinal Mindszenty, der auf der ganzen weltlichen Machtfülle eines Kirchenfürsten bestand und die veränderten Zeiten nicht zur Kenntnis nehmen wollte, sondern auch mildere, passivere Naturen unter den Bischöfen und Prälaten können sich ein Leben der Kirche ohne noch so bescheiden weitergeführte bischöfliche Residenz, ohne die auch von den Kommunisten bezahlten staatlichen Zuwendungen, obwohl jene diese mit Leichtigkeit immer wieder als Druckmittel benützen, einfach nicht vorstellen.

Seit dem Jahr 1953 ist die Lage der Katholiken in Ungarn teils besser, teils komplizierter geworden. Juli 1953: Das war der Beginn des «neuen Kurses» des Ministerpräsidenten Imre Nagy, der damals als Regierungschef antrat. Hunderte von Priestern wurden aus den Internierungslagern und Gefängnissen entlassen; die Versuche der «Friedenspriester», zwischen hohem und niederem Klerus einen Keil zu treiben, ließen allmählich nach. Den Priestern wurden bei Ausübung ihrer priesterlichen Tätigkeit Erleichterungen gewährt. Die Funktionäre des staatlichen Kirchenamtes, die sog. «schnurrbärtigen Bischöfe», benahmen sich höflicher als bisher. Die der Kirche gewährten Erleichterungen waren allerdings meistens wirtschaftlicher Natur. In Fragen der Seelsorge gab es auch von 1953 an keine größere Freiheit, keine neue Initiative.

Die Entfernung Imre Nagys vom Posten des Ministerpräsidenten im Frühjahr 1955 brachte eine vorübergehende Versteifung. Die Wiederherstellung der alten Ordnung konnte jedoch auch Rakosi nicht mehr gelingen. Die Rebellion der kommunistischen Intellektuellen, die schließlich zu den Oktober-Ereignissen des Jahres 1956 führte, nahm ihren Anfang. Es brach damals ein Zeitalter der internen Machtkämpfe, aber auch der langsamen, stillen Konzessionen und Reformbestrebungen an. Es ist seltsam, daß diese Zeit eines ungarischen «Vormärz» von katholischer Seite kaum bemerkt und jedenfalls nicht entsprechend genützt wurde.

Das «Reformzeitalter» fand die Katholiken unvorbereitet. Da die «schnurrbärtigen Bischöfe» des staatlichen Kirchenamtes, die in Wirklichkeit meistens Agenten der Staatssicherheitspolizei waren, an den bischöflichen Ordinariaten ihrer Kontrolltätigkeit weiter nachgingen, hielten die maßgebenden katholischen Kreise alle Erklärungen von der friedlichen Koexistenz, von Religionsfreiheit, die etwa anläßlich des 20. Moskauer Parteikongresses fielen, für irgendwelche politische, von oben gelenkte Manöver, denen man nicht viel Beachtung schenken sollte. Diesen Standpunkt zu beziehen war verhältnismäßig bequem. Man nahm die Tatsache, daß die Kirche nach wie vor ihrer wesentlichen Rechte beraubt war, als gegeben und auf kürzere Sicht als etwas Unabänderliches hin. Man nützte nicht die kleinen Möglichkeiten auf dem Gebiete des Apostolates, die Möglichkeiten, die inneren, seelischen, geistigen Fronten mit geduldiger Kleinarbeit zu verstärken, zu modernisieren, neue, der neuen soziologischen Lage in Ungarn am besten entsprechende Methoden des Apostolates und die diesen zugrunde liegende neue geistige Haltung durch Erziehung und Selbsterziehung herauszuarbeiten. Der ungarische Katholizismus bringt für diese Arbeit wesentlich andere Voraussetzungen mit, als dies heute etwa in Frankreich oder in Österreich der Fall wäre. Ungarn ist selbst heute noch kein Missionsgebiet! Wenn der ungarische Klerus etwas mehr im erwähnten Sinne wirken würde, so wäre dadurch die Kirche noch nicht weniger eine Kirche der Verfolgten und Unterdrückten, aber es gäbe vielleicht doch in vielen Einzelfällen Möglichkeiten der Linderung.

Im Sommer 1956 erfolgten die ersten vorsichtigen Tastversuche in der katholischen Wochenzeitung «Uj ember», die auf eine innere Erneuerung des Kirchenvolkes hinzielten. Bei zahlreichen Zusammenkünften meldeten sich nicht mehr wie bisher bloß «Friedenspriester» zum Wort, sondern auch sog. «religiöse Priester», meist jüngere, aber auch solche mittleren Alters. Es zeigte sich, daß diese Priester nicht mehr in der relativen Bequemlichkeit eines Staatskirchentums leben, sondern es versuchen, westliche katholische Gedanken, soweit sie solche im Lauf der Jahre doch irgendwie kennenlernen konnten, unter viel ungünstigeren Verhältnissen in die Tat umzusetzen. Sie sind in der Minderheit, besonders auf dem Lande. Sie sind «Kinder der Unterdrückung» und gerade deshalb ziemlich unorganisiert und ohne Einfluß. Daher konnten sie bisher auch keine bedeutende Entwicklung auf kirchenpolitischem Gebiet bewirken.

Auch der Staat blieb damals unbeweglich. Im September wurde einmal den Bischöfen mitgeteilt, die Funktionäre des staatlichen Kirchenamtes würden ihre Post nicht mehr zensurieren.

Die zweite Revolution

Am 23. Oktober vormittags fand eine Corona-Konferenz in Budapest statt. Es gab

«dicke Luft». Junge Priester standen nacheinander auf und verlangten Religionsfreiheit, die völlige Trennung der Kirche vom Staat, die Aufhebung des Zwanges, Vorträge über die marxistische Ideologie anzuhören. Sie verlangten die Behandlung von Problemen des Religionsunterrichtes und der Seelsorge. Der später exkommunizierte «Friedenspriester» Richard Horvath wies dieses Ansinnen empört zurück. Als die Konferenz zu Ende war und die Teilnehmer auf die Straße gingen, brandete ihnen die große Demonstration der Budapester Studenten entgegen...

Es ist Tatsache, daß einige dieser jungen «religiösen Priester» in die Nähe des am 30. Oktober in Budapest eingetroffenen Kardinals Mindszenty gelangten und ihn über die Lage informierten. Sie sprachen sich für ein Verbot jedweder politischen Tätigkeit für Priester aus, wobei sie darauf hinwiesen, daß der «seelische Wiederaufbau» ohnehin allen ein beinahe unübersehbares Tätigkeitsfeld bietet.

Sowohl die Kommunisten als auch ein Großteil der westlichen Presse taten alles, um den ungarischen Primas mit einer Klischee-Deutung seiner Person ein für allemal gleichzusetzen. Wer weiß aber, ob der Primas sich nicht am Ende doch den Wünschen dieser Priester zugänglich erwiesen hätte? Einzelne seiner Äußerungen von damals sprechen dafür.

Seither ist die Lage unentwirrbarer als je zuvor. Während die Regierung Kadar in ihrer bedrängten Lage zwischen einmütigem Haß der Bevölkerung und Willkür der Besatzungsmacht einen Modus vivendi mit der Kirche anstrebt — und etwa Ende Mai die «Friedensbewegung katholischer Priester» unter Verfügungsgewalt der Bischöfe stellte und damit praktisch aufhob —, zur gleichen Zeit läßt sie vor «neuralgischen Tagen», wie vor dem 15. März, dem «Befreiungstag», dem 4. April und dem 1. Mai, Hunderte von katholischen Priestern wahllos «einsammeln». Die bei Nacht oder tagsüber auf der Straße Verhafteten wurden in einigen Wochen meistens wieder freigelassen. Etwa 50 Priester sind auch jetzt im Kerker.

Die «Friedenspriester» zogen sich von jeder öffentlichen Tätigkeit zurück, und so wurde auch ihre Exkommunizierung rückgängig gemacht. Der Bischof von Vác, Josef Pétery, wurde auf seinen Verbannungsort, Hejce, zurückgebracht. Die andern Bischöfe sind auf freiem Fuß; sie stehen aber wieder unter dem Kuratel der staatlichen Kontrollorgane. Die Wochenzeitschrift «Uj ember», die Monatszeitschrift «Vigilia» erscheinen seit Juni wieder; auch einige Kleinbücher religiösen Inhalts durften in kleiner Auflage erscheinen. Monatlich einmal gibt es sonntags im Rundfunk eine katholische Andacht. Der Religionsunterricht geht, unter den alten Beschränkungen, wieder weiter.

Eintöniger, entnervender Alltag? Mitnichten. Die Frontlage ist im Augenblick wenig übersichtlich, *denn die Fronten verlaufen querfeldein.* Es erwartet jeden Priester, jeden Laienapostel, jeden Ordensgeistlichen, der seit der Auflösung seines Ordens in einer Fabrikhalle arbeitet, ein wichtiger Auftrag, nicht um einen Putsch anzuzetteln oder sich an irgendeiner «Verschwörung» zu beteiligen, sondern um längst überholten Positionen eines etwa latent noch vorhandenen staatskirchlichen Denkens freiwillig zu räumen und sich auf den Auftrag Christi zu konzentrieren.

Niemand trägt die Lösung in der Tasche. Die Katholiken in Ungarn müssen täglich klopfenden Herzens und mit suchenden Augen gewahr werden, daß sie Erprobungen ausgesetzt werden können, welche die Martyrologie der Kirche noch nicht kennt.

Aus dem Leben der Kirche

Protestantischer dänischer Pastor wird katholisch

Der bisherige protestantische Pastor Sigfred *Riishojgaard,* Pfarrer von Rise im dänischen Teil Schleswigs, hat sein Pfarreramt niedergelegt und um Aufnahme in die katholische Kirche gebeten. Er ist verheiratet und Vater von fünf Kindern, steht im Alter von 51 Jahren und hatte seine protestantische Pfarrei seit 1941 inne. In einem Interview, das er einer großen liberalen Zeitung in Kopenhagen gewährte, erklärte er: «Uns, meiner Frau und mir, gefiel es gut in unserer Pfarrei. Aber vor einiger Zeit lernte ich die katholische Kirche näher kennen. Meine Frau und ich sind nach und nach zur Überzeugung gekommen, daß die katholische Kirche nicht irgendeine Kirche ist, sondern *die* Kirche, und daß die protestantischen Kirchen — es gibt ja nicht weniger als 350 verschiedene Kirchen und Sekten — nur abgetrennte Zweige der katholischen Kirche sind. Nach einer gewissen Zeit muß notwendigerweise ein solcher Zweig seines Saftes verlustig gehen, weil er nicht mehr mit seinem Stamm verbunden ist. Ich bin der Meinung, daß das religiöse Leben in den nordischen Ländern drauf und dran ist, nach und nach seines Lebenssaftes verlustig zu gehen. Man glaubt nicht mehr an Gott, sondern nur noch an den Mammon... In unserem Land halten wir den Rekord an Ehescheidungen, Selbstmorden und dem Mißbrauch von Rauschgiften. Dabei ist die protestantische Kirche dieser Situation in keiner Weise gewachsen...»

Der zur katholischen Kirche übergetretene Pastor Riishojgaard wird hinfort eine Stelle als Lehrer an der katholischen Schule des Städtchens Kolding übernehmen. Von den 4 500 000 Einwohnern Dänemarks sind nur 25 000 katholisch.

Ein Märtyrerpriester unserer Tage aus dem Sudan

Ein Martyrium, das ebenso schrecklich und brutal war wie das der ersten Christen, erlitt P. Gabriel Dwatuka vor anderthalb Jahren im afrikanischen Sudan. Einzelheiten der Leidensgeschichte dieses neuen Märtyrers unserer Tage sind erst jetzt durch den Bericht des Apostolischen Präfekten von Mopoi und des Ordensobern von Pater Gabriel bekannt geworden. Die Peiniger des Paters waren keine Kommunisten, sondern Moslems, die ihn zwingen wollten, Christus öffentlich abzusagen und das bekannte mohammedanische Glaubensbekenntnis zu sprechen: «Es gibt nur einen Gott, und Mohammed ist sein Prophet.» Pater Gabriel weigerte sich, trotz aller Folterungen, bis an den Rand des Todes! Fünf bewaffnete Soldaten verhafteten den katholischen Priester eines Morgens, nachdem er gerade seine Messe in einer sudanesischen Missionsstation zu Ende gelesen hatte. Er wurde zu einem Routineverhör im Zusammenhang mit öffentlichen Ruhestörungen gebeten, die einige Wochen vorher stattgefunden hatten. Die Soldaten brachten den Priester in den Hof des Gefängnisses, wo sie sich zunächst über ihn lustig machten. Dann entkleideten sie ihn und bespuckten ihn. Sein Rosenkranz wurde ihm ins Gesicht geschlagen und zerrissen, und der diensthabende Offizier peitschte den nackten Geistlichen. «Mit Tritten und Schlägen», so berichtete der Pater seinem Oberen, «wurde ich in eine nahegelegene Privatzelle geschleppt, die mit einem eisernen Tor verriegelt war und Zementwände besaß.» Man legte ein Seil um seinen Hals und befestigte es am Fenster, so daß der Pater nur noch auf den Zehen stehen konnte. Dann wurde er erneut ausgepeitscht und danach am Boden gefesselt. «Dann traten sie mich mit ihren Schuhen in den Mund und auf den Kopf und befahlen mir, das mohammedanische Glaubensbekenntnis zu sagen», berichtete der Gefolterte. «Ich tat es nicht, sondern stöhnte nur in Agonie.» Aus seiner Ohnmacht weckte man den Pater durch weitere Stiefeltritte auf und schleppte ihn in einen großen Gefängnisraum. Als er sich dort wiederum geweigert hatte, Mohammed zu bekennen, steckte der Offizier seine Peitsche in den Hals des Paters, und im Beisein der andern Gefangenen nahmen die Schläge ihren Fortgang. Am nächsten Tag wurde Pater Gabriel, mehr tot als lebendig, in ein anderes Gefängnis transportiert, nochmals kurz verhört und auf Einspruch seines Oberen schließlich freigelassen. Das Tragische an dem Martyrium dieses Priesters, der an seinem Körper die Merkmale der Torturen für alle Zeiten tragen wird, ist die Tatsache, daß es sich um einen Eingeborenen des südlichen Sudans handelt — einen Neger-

Priesterseminar für Spätberufene in Österreich

Trotz des drückenden Priestermangels in Österreich mußten bisher jährlich etwa zwanzig junge Männer, die als Spätberufene das Priestertum anstreben und zunächst die Mittelschulstudien nachholen wollten, abgewiesen werden. Das einzige Weltpriester-Spätberufenenseminar Österreichs, das im September 1953 vom Canisiuswerk zur Heranbildung katholischer Priester in einem gemieteten kleinen Hotel in Rosenburg am Kamp errichtet wurde und mit 17 Seminaristen begann, fand ständig steigenden Zulauf und konnte durch die beengten Raumverhältnisse lange nicht mehr alle Anmeldungen berücksichtigen. Aus dieser Notlage heraus entschloß sich nun das Canisiuswerk zur Errichtung eines neuen interdiözesanen Spät-

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag

Herausgeber:
Professorenkollegium der Theologischen Fakultät Luzern

Redaktionskommission:
Professoren Dr. Herbert Haag, Dr. Joseph Stirnimann, Can. Dr. Joh. Bapt. Villiger

Alle Zuschriften an die Redaktion, Manuskripte und Rezensionsexemplare sind zu adressieren an:

Redaktion der «Schweiz. Kirchenzeitung» St.-Leodegar-Straße 9, Tel. (041) 2 78 20

Für Inserate, Abonnemente und Administratives wende man sich an den

Eigentümer und Verlag:
Räber & Cie., Buchdruckerei, Buchhandlung Frankenstraße 7—9, Luzern
Tel. (041) 2 74 22

Abonnementspreise:
Schweiz:
jährlich Fr. 16.—, halbjährlich Fr. 8.20
Ausland:
jährlich Fr. 20.—, halbjährlich Fr. 10.20
Einzelnummer 40 Rp.

Insertionspreise:
Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 15 Rp. Schluß der Inseratenannahme Montag 12.00 Uhr
Postkonto VII 128

berufenenseminars in *Horn*, dessen Bau kürzlich begonnen wurde. Auf einem Fußballplatz in Horn, wo noch kurz vor der Grundsteinlegung der letzte Match ausgetragen wurde, entsteht nun ein weiträumiger, moderner und zweckmäßiger Seminar-Neubau, der für 120 Theologen Platz bieten soll. Das provisorische Spätberufenenseminar in Rosenburg und Kamp zählt gegenwärtig 56 Studenten, die in Horn die einzige bundesstaatliche Aufbaumittelschule mit fünfjähriger Dauer besuchen.

Missionarische Umschau

Die katholische Sophia-Universität in Tokio

Tokio ist die Universitätsstadt Japans. Neben der international bekannten kaiserlichen Universität «Furushashi's Nippon University», der Waseda- und Keio-Universität, gibt es in Tokio noch mindestens dreißig weitere Hochschulen. Rund eine halbe Million Studenten sind an diesen Hochschulen eingeschrieben. Rund 2000 Studenten besuchen die katholische Sophia-Universität in Tokio. — Die Sophia-Universität, ein fünf Stockwerk hohes, modernes Gebäude, liegt im Kojimachi-Bezirk der japanischen Hauptstadt. Hier liegt auch das 1949 errichtete größte katholische Gotteshaus Japans, die St.-Ignatius-Kirche. Neben der Kirche liegt die sogenannte «Bosch-Town», ein Studentenwohnheim, das nach dem Präfekten der Sophia-Universität, dem deutschen Pater Franz Bosch, benannt ist. In diesem Heim sind 90 Studenten untergebracht. Ein weiteres Heim wird gerade gebaut. — Die Sophia-Universität wurde sozusagen in Rom im Jahre 1906 geboren, als der hl. Papst Pius X. die Jesuiten aufforderte, eine katholische Universität in Tokio zu gründen. Im Jahre 1908 kamen mit P. Dahlman drei Jesuiten nach Japan. P. Hoffmann kaufte dann später das Grundstück, auf dem heute die Universität steht. Aber Sophia war noch lange keine Universität, sondern zunächst eine Mittelschule. 1923 wurde diese Schule in dem großen Erdbeben, das Tokio und seine ganze Umgebung heimsuchte, vollkommen zerstört. Dennoch entwickelte sich die Sophia in den nächsten fünf Jahren soweit, daß das japanische Erziehungsministerium sie als Universität bestätigen konnte. Die Einrichtung einer pressewissenschaftlichen Abteilung machte die Sophia zur ersten Universität Japans, an der diese Disziplin gelehrt wurde. Aber der Gründer der Sophia, P. Hoffmann, plante den noch weiteren Ausbau der Universität. 1932 wurde der Grundstein zu einem neuen Gebäude mit zwei Flügeln gelegt. Dennoch zog der Wohlstand nicht in die Sophia-Universität ein. Beim bald ausbrechenden Krieg gingen die Preise enorm in die Höhe. Dazu holte der Krieg die Leute von der Universität weg zur Armee. 1937 wurde P. Heuvers Rektor vor dem ersten japanischen Jesuiten, P. Tsuchihashi, der 1940 der dritte Rektor der Sophia wurde.

Während des Zweiten Weltkrieges verbrachten die Studenten mehr Zeit auf dem Dach ihrer Universität, um die Bomben zu löschen, die dort einschlugen, als in den Hörsälen. In den letzten Kriegsmonaten war kaum noch ein Student an der Universität, alle waren sie zur Armee eingezogen. Dennoch erholte sich die Universität rasch nach Kriegsende. Mit der Einführung der Demokratie in Japan erhielt sie mehr Rechte und größere Freiheit. Gleich nach dem Krieg wurde P. Dr. Murakami Rektor, unter dessen kluger Leitung die Universität einen Aufschwung verzeichnen konnte, den man nach den Anfängen während der vergangenen dreißig Jahre kaum erwarten konnte. Sein Nachfolger wurde 1953 P. Oizumi, der während der Tokiowoche der Erzdiözese Köln Ende Mai in zahlreichen Vorträgen von dem Leben der katholischen Universität in Tokio berichtete. Heute ist die Sophia die stärkste Bastion christlicher Freiheit im Fernen Osten. — An der Sophia werden neben Philosophie, englischer Literatur, Geschichte, Pädagogik und Pressewissenschaft auch deutsche Literatur gelesen. Die germanistische Disziplin genießt einen überragenden Ruf in Tokio. Vor dem Krieg wurde die Sophia aus diesem Grund «Die deutsche Universität Japans» genannt. Der Lehrkörper der Universität umfaßt heute 46 Jesuitenpatres der verschiedensten Nationalitäten und über 60 japanische Laienlehrer. Zwei Zeitschriften werden von der Universität herausgegeben, die «Monumenta Nipponica», die über die japanische Kultur und die Geschichte des Christentums in Japan orientieren, und «Sophia», die Aufsätze über die westliche Zivilisation und die kulturelle Zusammenarbeit von Ost und West bringt. Die «Monumenta» wird in mehreren Sprachen herausgegeben, die «Sophia» ist japanisch geschrieben mit einer jeweils kurzen englischen Zusammenfassung.

Katholische Reduktionen in der Mongolei

Bis zur Machtergreifung des chinesischen Kommunismus bestanden in der Äußeren Mongolei geschlossene katholische Dörfer, die sich mit den Reduktionen der Jesuiten in Paraguay vergleichen lassen und zu den interessantesten und erfolgreichsten Experimenten der Missionsgeschichte gehören.

Im Jahre 1874 kamen die belgischen *Scheutfelder Missionare* ins Land der Ordos, ein Grenzgebiet zwischen der Äußeren Mongolei und China. Dieses Land war einst vom Kriegervolk der Ordos beherrscht worden, geriet dann in seinem Grenzsaum aber immer mehr unter die Kontrolle der chinesischen Kaiser und wurde in mehreren Wellen von Auswanderern aus China kolonisiert. Die Scheutfelder Missionare fanden eine fast völlig verwüstete und verödete Gegend vor. Muselmanische Freischarenhorden waren eingebrochen und hatten Mongolen und Chinesen erbarmungslos niedergemetzelt. Das Land der Ordos zählte nur noch wenige Tausend Einwohner.

Im benachbarten China aber herrschten Übervölkerung und Hungersnot. Da faßten die Missionare den Plan, arme chinesische Bauern anzusiedeln und sie zum Grundstock christlicher Gemeinden zu machen. Im Laufe der Zeit entstanden drei Gruppen von etwa *20 katholischen Reduktionen*. Man errichtete zunächst ein paar Gebäude der Mission, um die herum dann nach einem einheitlichen Plan die Gehöfte der Siedler gruppiert wurden. Diese erhielten von der Mission Land, Vieh, Saatgut und Werkzeuge zur Verfügung gestellt, wofür sie einen Teil der Ernteerträgnisse als Taxe abzuliefern hatten. Die in bergigen Gebieten oft recht beträchtlichen Erdbewegungen, die Kultivierung des Bodens und die Bewässerungsanlagen wurden ebenfalls von der Mission bezahlt. In einem der drei Abschnitte entstanden beispielsweise 744 Kilometer Bewässerungsgräben, für welche die Mission etwa 2 Millionen Franken auslegte.

Die Siedler erreichten nach und nach einen Lebensstandard, der den eines Bauern in ihrem Herkunftsland weit übertraf, und tüchtige Leute brachten es zu großem Wohlstand. Die Taxen wurden von der Mission ausschließlich zu Wohltätigkeitszwecken verwendet. Überall entstanden Kinder- und Altersheime, Krankenstationen und Schulen.

Auf die intellektuelle Bildung der Siedler legten die Missionare größten Wert. Jede Reduktion hatte ihre Primarschule, die von Knaben und Mädchen besucht werden konnten. Auf den Hauptstationen gab es Sekundarschulen. Auch eine Mittelschule wurde eröffnet, mußte dann aber der Zeitläufe wegen wieder aufgelassen werden. Die Mission baute so im Lande der Ordos ein imponierendes Schulwesen auf, längst bevor es Regierungsschulen gab. Und später mußte jedermann anerkennen, daß die Missionsschulen den staatlichen weit überlegen waren.

Da in diesem entlegenen Lande die Verwaltung des Staates zuerst nur schlecht funktionierte, waren die Missionare gezwungen, mit Hilfe eines Rates die Kommunalverwaltung selbst zu übernehmen. Sie waren sogar Polizeichefs, welche die Dörfer gegen die Angriffe von Räuber- und Freischarenbanden zu beschützen hatten. Die Reduktionen wurden mit Schutzwällen umgeben und sahen aus wie mittelalterliche Festungen.

In erster Linie aber waren die Missionare natürlich Seelsorger. In die Reduktionen wurden nur Leute aufgenommen, die Christen waren oder es werden wollten. Während des Winters fanden intensive Instruktionskurse für die Katechumenen statt, die nach zwei Jahren an Ostern feierlich getauft wurden. Großen Wert legten die Missionare auf das sakramentale und liturgische Leben.

Die Lebenshaltung der Siedler war im großen und ganzen wirklich einer christlichen Gemeinschaft würdig. Aus den christlichen Reduktionen, die in ihrer Blütezeit etwa 50 000 Angehörige zählten, gingen im Laufe der Zeit 40 Priester und 120 Schwestern hervor.

Die kriegerischen Verwicklungen seit der chinesischen Revolution und namentlich die großen Einwanderungswellen der Jahre 1928 und 1934 zerstörten dann leider den geschlossenen Charakter der christlichen Reduktionen. Diese bestanden aber bis zur kommunistischen Machtergreifung weiter. Nachdem das Land der Ordos schon in den dreißiger Jahren kommunistisches Reduitgebiet gewesen war, nahmen die Roten hier 1946 vollends das Heft in die Hände. Die Ländereien wurden in unökonomische Zwerggütlein aufgeteilt, die Schulen und Kirchen geschlossen. Wo einst chinesische Auswanderer zu Wohlstand kamen, herrschen heute Armut und Hunger.

Die Christen aber, die heute noch im Lande der Ordos leben, beweisen durch ihre Glaubenstreue, daß sie von den Scheutfelder Missionaren nicht nur zeitliche Güter erhalten haben, sondern vor allem einen tiefen und starken Glauben an Gott und die Kirche.

All diese bisher kaum bekannten Tatsachen werden von Joseph Van *Haecken*, CICM, in einem Buche dargelegt, das neulich unter dem Titel «Les réductions catholiques du pays des Ordos» als Heft XV der Schriftenreihe der «Neuen Zeitschrift für Missionsgeschichte» (Schöneck/Beckenried) erschien. Es ist ein längst fälliges Werk über eines der bemerkenswertesten Kapitel der Kirchengeschichte und hat wegen seiner einzigartigen staatsrechtlichen Dokumentation sogleich auch die Aufmerksamkeit jener Instanzen erregt, welche sich gegenwärtig um die Grenzregulierung zwischen China und der Mongolei bemühen.

Dr. Walter Heim, SMB, Immensee

Islamischer Nationalismus im Sudan

Trotz allen Vermittlungsversuchen des Episkopates ist die sudanesische Regierung am 1. April zur Zwangsverstaatlichung der katholischen Schulen geschritten. Bis jetzt wurden 300 Knabenschulen und drei Lehrerseminarien verstaatlicht. Der Mission sind noch die Mädchenschulen, die Mittelschulen und die Schulen im Nordsudan verblieben.

Diese Aktion der Regierung geht im Grunde auf die sudanesischen Unruhen vom August 1955 zurück, die eine deutliche Mißtrauenskundgebung des Südens gegen den

Norden waren. Süden und Norden stehen sich seit jeher feindselig gegenüber. Die Sklavenjagden der Nordländer sind im Süden noch nicht vergessen. Der wirtschaftlich höher entwickelte Norden wird von 7 Millionen Arabern besiedelt. Die 3 Millionen Süd-Sudanesen gehören Negerstämmen an, die 254 verschiedene Sprachen sprechen. Der vom Süden sehr zögernd mitgemachte staatliche Zusammenschluß — der Sudan wurde am 1. Januar 1956 unabhängiger Staat — konnte die Spannungen nicht überbrücken.

Eine nach den Unruhen von 1955 eingesetzte Untersuchungskommission kam zum Schluß, daß die Einheit des Staates nur durch die kulturelle Einheit gewährleistet werden könne. Darunter waren in diesem Falle der Islam und die arabische Sprache zu verstehen.

Die Verstaatlichung der Missionsschulen ist in diesem Lichte zu betrachten. Die Bischöfe wären bereit gewesen, Hand zu einer gerechten Regelung zu bieten, welche die katholischen Schulen in den Dienst der nationalen Einigung gestellt hätte. Die Übergabe an den Staat kam aber selbstverständlich aus religiösen und rechtlichen Gründen nicht in Frage. Leider ließ sich eine christliche Einheitsfront nicht erzielen, indem die protestantischen Missionen ihre Schulen freiwillig dem Staat überließen wie in einer ähnlichen Situation in Südafrika.

Die Lage der ehemaligen Missionsschulen im Süd-Sudan ist nun augenblicklich so, daß die katholischen Direktoren und Lehrer beibehalten wurden. Jedoch können sie jederzeit durch Mohammedaner aus dem Norden ersetzt werden. Der katholische Religionsunterricht ist gewährleistet, doch haben alle Schüler auf Wunsch das Recht, außerhalb der Schulräume Koranunterricht zu erhalten.

Nach neuesten Meldungen hält sich die Regierung aber nicht an ihr Versprechen bezüglich des Religionsunterrichtes. Proteste von Eltern gegen die Verdrängung des Christentums aus den Schulen bleiben erfolglos. Von der Regierung eingesetzte Lehrer haben sich verschiedentlich Eingriffe in religiöse Angelegenheiten zuschulden kommen lassen. So erklärte in Abey ein Lehrer den Schülern, es dürfe im Sudan keine verschiedenen Religionen mehr geben. Alle Sudanesen würden eines Tages Mohammedaner sein. In Nyamel drückte ein anderer Lehrer katholischen Schülern ein Stück Seife in die Hand und forderte sie auf, sich von der Taufe reinzuwaschen.

Die Zwangsverstaatlichung der katholischen Schulen, die praktisch die einzigen Kulturinstitute im Süden waren und sich um die Erhaltung des einheimischen Volkstums bemühten, wurde im Süden als Vergewaltigung empfunden, zumal sie ohne Konsultation des Parlamentes und gegen die Stimmen der Minister aus dem Süden geschah.

Wohin die islamische Mehrheit mit ihrer Kulturpolitik zielt, geht auch aus den Verhandlungen der Verfassungskommission hervor, die durch Überstimmen der immerhin 30 Prozent ausmachenden Minderheiten beschloß, den Islam als offizielle Staatsreligion und Grundlage für die gesamte Gesetzgebung vorzuschlagen! *-m.*

Neue Bücher

Colin, L.: Die Ordensobern. Deutsch von Swidbert M. *Soreth,* OP. Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker, 1956. 283 S.

Die stürmische Gegenwart hat ihre Wellen auch in die Klöster hineingeworfen. Der hyperkritische, alles umstürzende Zeitgeist greift mit ehrfurchtslosen Händen auch nach dem, was bis anhin als heilig und unverletzlich galt, und bricht schonungslos selbst mit jahrhundertealten, bestbewährten Traditionen. Die Ordensobern sehen sich heute bei Erfüllung ihrer Amtsaufgaben viel größeren Schwierigkeiten gegenüber als früher.

Da möchte das Werk von Colin ihnen durch seine theoretischen Ausführungen und praktischen Winke behilflich sein, ihre Aufgabe richtig zu verstehen und glücklich zu lösen.

Die Ernennung zum Obern oder zur Oberin genügt hiefür nicht mehr. Die amtliche Autorität für sich allein hat heute eine schlechte Valuta; die Ehrfurcht vor der Autorität ist weithin geschwunden, schon bei der Jugend im Elternhaus. Obere besitzen jetzt nur noch soviel Autorität, als sie selber wertvolle Persönlichkeiten sind, die ihre Pflichten kennen und sich redlich bemühen, sie zu erfüllen. Es braucht dazu Geistesbildung, Vertrautheit mit der Ordensgemeinschaft, Beseelung durch Tugend, innerliches, durch Gebet mit Gott verbundenes Leben.

Das sind notwendige Voraussetzungen für gute Obere. Wenn sie dann noch mit Klugheit, Festigkeit und Güte regieren, werden sie ihre Untergebenen glücklich leiten. Auch der heutige Mensch, namentlich der junge, läßt sich führen und formen, doch nur von Persönlichkeiten, die ihm irgendwie imponieren, die vor allem das Ideal vorleben und gegen alle gerecht sind.

Was dem Werk von Colin besondere Gediegenheit verleiht, das sind die zahlreichen Belege für die gründlich dargebotene gesunde Theorie. Viel Erbauliches und Belehrendes, bisweilen auch Erheiterndes, schöpft der Verfasser aus seiner reichen Eigenerfahrung. Er führt aber auch die Weisungen der Kirche an, namentlich die Direktiven der letzten Päpste, die ja gerade für unsere Zeit ein offenes Auge haben. Vor allem baut er auf den Klassikern des Ordenslebens auf, die er immer wieder zitiert: St. Benedikt, dem Vater des abendländischen Mönchtums, Alphons von Liguori, Bernhard von Clairvaux, dem klugen und milden Franz von Sales, Theresia von Avila und andern; und nicht zuletzt verwertet der Autor die Tugendlehre des hl. Thomas von Aquin.

Karl Boxler, a. Regens

Scheuber, Josef Konrad: Singendes Land. Gedichte. Luzern, Verlag Räber, 1955. 79 S.

«Gebrauchslyrik», wenn auch nicht ganz im Sinne Kästners, dürfte der Untertitel dieses Gedichtbändchens lauten. Sei es, daß vergangene Größe der Schweiz beschworen, sei es, daß zu frommem oder patriotischem Tun gerufen wird, immer ist als Publikum weniger ein stiller Leser als vielmehr eine Schul-, Kirch- oder Festgemeinde gedacht.

Scheuber will nicht mit dem Subjektivismus der modernen Lyrik wetteifern. Seine Kunst erwächst aus der Chor- und Festspieldichtung und gilt größtenteils den Werterlebnissen der Gemeinschaft, näherhin der der Vergangenheit, dem Boden und Gott zugewandten Gemeinschaft der bäuerlichen Innerschweiz. Im zweiten Teil wählt er den melodischen Klang des Nidwaldner Dialektes zum Kleid seiner bald humoristischen, bald elegischen Stimmung. Der dritte Teil, in stark romantisch-liedhaftem Tonfall, bringt eigentliches, lyrisch-subjektives Bekenntnis, schlägt aber bald wieder ins Spruchhafte und Religiös-Hymnische um. *F. D.*

Persönliche Nachrichten

Diamantenes Priesterjubiläum

In Grengiols (VS) feierte Sonntag, den 21. Juli, der dortige Kaplan Alexander *Salzmann* unter großer Anteilnahme der Bevölkerung den 60. Jahrestag seiner Priesterweihe. Auch diesem Jubelpriester aus dem Bistum Sitten entbietet die «SKZ» die besten Glückwünsche.

(Red.)

Antikes

Chorgestühl

Frühbarock, Holz, Nußbaum, reich geschnitzt, Höhe 315 cm, Breite 360 cm.

Vorführung nach telefonischer Vereinbarung.

Max Walter, Antike kirchliche Kunst, **Basel,** Nauenstraße 79, Telefon (062) 2 74 23.

Tragaltäre

in vollendeter Konstruktion. Geräte beliebig lieferbar. Zweckdienliche Rucksäcke. Probesendung!

J. Sträßle, Kirchenbedarf, Tel. (041) 2 33 18, **Luzern**

Soeben ist die erste Lieferung erschienen zu

DER RÖMERBRIEF

übersetzt und erklärt von Otto Kuß

Dieser großangelegte Kommentar zum Römerbrief wird in drei Lieferungen erscheinen mit einem Gesamtumfang von etwa 800 Seiten. Der Bezug der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes. Preis der ersten Lieferung Fr. 15.85

BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE., LUZERN

Franken-/Morgartenstraße und Filiale Kornmarktgasse

Das Gegenteil

ist eingetreten. Nylon-Raglans der «Rega»-Konfektion erfahren einen weitern, starken Aufschlag, statt eine Reduktion, wie vielfach erhofft wurde. Kürzere Arbeitszeit, höhere Löhne, größere Soziallasten der Betriebe, ermäßigen die Preise nicht! — Nebst der führenden «Rega»-Marke habe in schwarzem Nylon ein Fabrikat zu Fr. 98.— und 104.—, das sehr preiswert ist. Nylon, nur etwa 300 g und solid wie Leder ist der Ideal-Reise- und Regenmantel!

J. Sträßle, Luzern, Tel. (041) 2 33 18

Für den
Sommer

den wetterfesten **Sommerhut,** das **Béret, Dauerkragen** und **Collar.** Unverbindliche Auswahlen.

Chapellerie Fritz
BASEL Clarastr. 12
Tel. 061/246026, I. Etage

Eine
Meßkännchen-Garnitur
mit Tablett, Metall, versilbert und vergoldet, Barock.
Zwei **Kerzenstöcke,** Metall, versilbert, Größe 40 cm, Barock.
Ein **Stehkreuz,** Metall, versilbert, Größe 35 cm, Barock.
Zwei **Weihwasserbehälter,** echt Silber, Barock.
Max Walter, Antike kirchliche Kunst, **Basel,** Nauenstraße 79, Telefon (062) 2 74 23.
Vorführung im Geschäftslokal je montags 10.00 bis 18.00 Uhr oder nach tel. Vereinbarung.

Meßweine
sowie Tisch- u. Flaschenweine
beziehen Sie vorteilhaft bei
Fuchs & Co., Zug
Telefon (042) 4 00 41
Vereidigte Meßweinlieferanten

Ferienaufträge
für Gilletcollare, schwarze Hemden, Krawatten, Hosenträger, Kragen, Lüstervestons, Anzüge, Regenmäntel usw. postwendend mit Telefon (041) 2 33 18.
J. Sträßle, Luzern

Meßwein
sowie in- und ausländische
Tisch- u. Flaschenweine
empfehlen
Gebrüder Nauer, Bremgarten
Weinhandlung
Tel. 057 / 7 12 40
Beeidigte Meßweinlieferanten

In ganz Newyork
erklärte ein amerikanischer Priester, habe er in keinem der riesigen Kleidergeschäfte einen **schwarzen Tropicalanzug** gefunden, nebst größten Mengen in farbigen. Er war daher erstaunt, hier diese Auswahl in Normalgrößen 46—56 und vielen Extra-Taillen für kleinere und festere Posturen vorzufinden! — Das Spezialgeschäft zu Ihrem Vorteil!
J. Sträßle, bei der Hofkirche, **Luzern,** Tel. (041) 2 33 18

Neuerscheinung
Paul Hitz
Verkündigung der Frohbotschaft
Wege zur Erneuerung
Fr. 15.—
Das Werk will dem dringenden Anliegen der Predigterneuerung dienen. In erster Linie ist es für die Volksmissionare bestimmt, die es zu den ersten Quellen der Heiligen Schrift und der Liturgie zurückführen möchte.
BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE., LUZERN

Telefon (045) 3 84 36

Elektrische
Glocken-Läutmaschinen
mit automatischer Gegenstrom-Bremsung der Glocken
Maximal geräuscharmes Funktionieren der Maschinen und der Apparaturen.
26jährige Erfahrung!
Allerbeste Referenzen

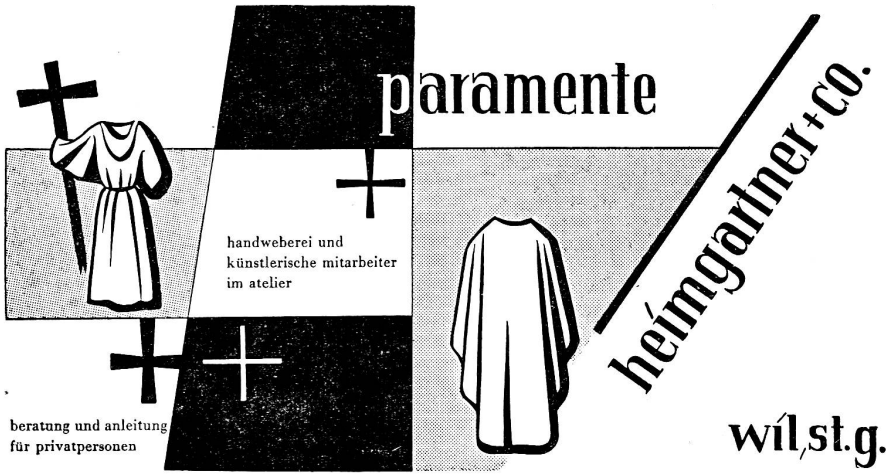
Beachten Sie bitte meine unveränderte Preisliste in der «Kirchenzeitung» Nr. 19 und im «Sakristan» Nr. 12, 1956.

Meßweine, Tisch- u. Flaschenweine
empfehlen in erstklassigen und gutgelagerten Qualitäten
GÄCHTER & CO.
Weinhandlung **Altstätten**
Geschäftsbestand seit 1872 Beeidigte Meßweinlieferanten Telephon (077) 1 56 62

Ende Oktober erscheint voraussichtlich der erste Band des
LEXIKON FÜR THEOLOGIE UND KIRCHE
Unter dem Protektorat der H.H. Erzbischöfe Dr. Michael Buchberger, Regensburg, und Dr. Eugen Seiterich, Freiburg, neu herausgegeben von Professor Josef Höfer, Rom, und Professor Karl Rahner, SJ, Innsbruck
10 Bände im Lexikonformat, je Band ca. 640 Seiten
Leinwand ca. Fr. 75.—, Halbleder entsprechend
Buchhandlung Räber & Cie., Luzern

Andachtsgegenstände
in reicher Auswahl
aus der
Buch- und Kunsthandlung
Räber & Cie., Luzern

Fräulein
mittleren Alters, in Büroarbeiten sowie in Hausarbeiten bewandert, **sucht Stelle** bei einem geistlichen Herrn oder kath. Institution.
Anfragen unter Chiffre 3216 befördert die Expedition der «Kirchenzeitung».



KELCHE
MONSTRANZEN
TABERNAKEL
KERZENSTÖCKE
in gediegener Handarbeit nach eigenen und gegebenen Entwürfen.
A. Enzler
EDELMETALL WERKSTÄTTE
CHAM (Zug)
Tel. (042) 6 11 67

L. RUCKLI — CO LUZERN

GOLD- UND SILBERSCHMIEDEWERKSTÄTTEN FÜR KIRCHENKUNST
MESSKELCHE - ZIBORIEN - MONSTRANZEN - VERSEHPATENEN ETC.
Fachmännische Beratung für Reparaturen und Renovationen - Feuervergoldungen

TELEFON (041) 2 42 44 BAHNHOFSTRASSE 22 a

ROM — LOURDES — FATIMA

5.—10. August 6 Tage Fr. 235.—	Innsbruck — Salzburg — Wolfgangsee — **Wien** — München.
31. Aug. bis 9. Sept. 10 Tage Fr. 360.—	Mailand — Genua — Florenz — **Rom** — Assisi — Padua — Arth.
17.—27. September 11 Tage Fr. 400.—	Ars — Lyon — **Lourdes** — Marseille — Nizza — Genua.
4.—19. Oktober 16 Tage Fr. 650.—	**Ars** — Montserrat — Madrid — **Fatima** — **Lourdes** — Nevers.

Gut organisierte Fahrten mit kleinen Gruppen. 25 Jahre Erfahrung. Beste Referenzen. — Ausführliche Prospekte durch:

Dom. Aufdermaur, Autoreisen, Arth
Telefon (041) 81 61 73

Eine seltene Gelegenheit

Bibliothek der Kirchenväter

Eine Auswahl patristischer Werke in deutscher Übersetzung (Kösel & Pustet, München)

1. Reihe, 61 Bände, 1911—1931
2. Reihe, 20 Bände, 1932—1938

in Original-Leinwand gebunden, gut erhaltenes, vollständiges Exemplar Nur komplett Fr. 790.—

Buchhandlung Räber & Cie., Luzern

Die sparsam brennende liturg. Altarkerze

Osterkerzen in vornehmer Verzierung
Taufkerzen Kommunionkerzen Weihrauch
Umarbeiten von Kerzenabfällen

Hermann Brogle, Wachswarenfabrikation, Sisseln Aarg.
Telefon (064) 7 22 57

Kirchenteppiche

TEPPICHE BODENBELÄGE VORHÄNGE
HANS HASSLER AG
Leitung: Otto Riedweg
Luzern am Grendel Telephon 041 - 2 05 44

WEINHANDLUNG
SCHULER & CIE.
Schwyz und Luzern

Das Vertrauenshaus für Meßweine u. gute Tisch- u. Flaschenweine
Telefon: Schwyz Nr. (043) 3 20 82 — Luzern Nr. (041) 3 10 77

KIRCHEN-VORFENSTER

in bewährter Eisenkonstruktion erstellt die langjährige Spezialfirma

Joh. Schlumpf AG., Steinhausen
mech. Werkstätte

Verlangen Sie bitte Besuch mit Beratung und Offerte. Tel. (042) 4 10 68

Im September erscheint

Bildatlas zur Bibel

von Luc. H. Grollenberg, O. P.

Übersetzt und herausgegeben von Dr. theol. Hermann Eising, ordentlicher Professor der Exegese des Alten Testaments in der Katholischen Theologischen Fakultät der Universität Münster

164 Seiten mit 36 achtfarbigen Karten und über 400 Fotografien und Zeichnungen. Großformat 27 × 36 cm
Ln. Fr. 43.50. Ratenpreis Fr. 48.— (4 Raten zu je Fr. 12.—)

Verlangen Sie den ausführlichen Prospekt

Buchhandlung Räber & Cie., Luzern

Senden Sie mir Ihre

Kerzenabfälle

und ich verarbeite sie Ihnen zu neuen Kerzen,
das Kilo zu Fr. 4.50

Paul Tinner-Schoch, Sakristan, **Mörschwil** (SG)
Postscheck IX 1303 Telefon (071) 9 63 36